



Staats- und  
Universitätsbibliothek  
Bremen

# **Staats- und Universitätsbibliothek Bremen**

**DFG Projekt Die Grenzboten**

**Die Grenzboten**

**Berlin u.a., 1841 - 1922**

Litteratur

**urn:nbn:de:gbv:46:1-908**

Angehörigen zurückzulegen. Es bleibt ihm dabei also nur die Anlage in der Sparkasse oder in Wertpapieren; und hier trifft ihn denn — im Vergleich zur Lebensversicherung — noch das Mißgeschick, daß er auch die Zinsen dieses wachsenden Sicherheitskapitals mit versteuern muß. Dies fällt nur dann weg, wenn für die betreffenden Personen eine Ausstattungsversicherung oder ein ähnlicher Vertrag bei einer Lebensversicherungsanstalt eingegangen wird, wo wenigstens die Steuerpflicht des zinslos bleibenden Kapitals, wie es durch die allmählichen Jahreszahlungen anwächst, nicht eintritt, wenn auch diese Zahlungen selbst nicht nach obiger Bestimmung abgezogen und abgerechnet werden dürfen. Hier liegt eine ganz ungegerechtfertigte Begünstigung gesunder Leute, die doch an und für sich schon eine gesicherte Aussicht auf ununterbrochene Versorgung ihrer Familie durch ihrer Hände Arbeit haben. Das Gesetz thäte jedenfalls wohl daran, jenes Vorzugsrecht auf alle der Kapital- und Lebensversicherung der Steuerpflichtigen selbst gleichwirkenden Kapitalanlagen, auf deren Zinsgenuß und Verbrauch dauernd und bindend verzichtet wird, auszudehnen.

Der Vorwurf, der hier die gesetzliche Regelung trifft und der offenbar auf einer Überschätzung der freilich sehr wichtigen Lebensversicherung beruht, ist im Grunde derselbe, der sich gegen eine Wehrsteuer geltend machen läßt: da sie Leute in noch unbemittelten Lebensjahren trifft, mithin meist auf die Eltern zurückfällt, so fragt Wilh. Roscher mit vollem Recht: „Ist es möglich, z. B. dem Vater vieler kränklichen Söhne wegen dieses Unglücks eine hohe Extrasteuer aufzuerlegen?“

Gratispendung. Zu der lieblichen Schar der „Herabminderung“ und Genossen gesellt sich abermals ein würdiges Triumphstück geschärfter ff. prima Logik. Im Anzeigenteile verschiedner Zeitungen finden wir nach dem Eingange „Praktisch und dabei doch elegant“ die Anpreisung eines „Dreh Scheibenkalenders der Liebig's Compagnie“ (so schreiben die Herren\*), worin am Schlusse zu lesen ist, daß dieser Kalender „für (!) Kunden und Freunde gratis gespendet wird.“ Es wird allerdings heutzutage viel „gespendet,“ aber daß wir alles, was wir mit schwerem Gelde bezahlen, als „Spende“ zu betrachten haben, wird immerhin manchem neu sein. Da ist es doch gut, daß einmal auch etwas „gratis,“ also umsonst gespendet wird! Möchte doch jeder gleich seinen Crayon- Bleistift hervorziehen und sich diese neueste Schöpfung des „Sprachgeistes“ zu gelegentlicher Anwendung vormerken!



## Litteratur

Dietch Wilhelm Landfermann. Erinnerungen aus seinem Leben. Leipzig, R. Biederer, 1890.

Die unzähligen berühmten Leute machen einem heutzutage gerade genug zu schaffen, machen wir also mit diesem Unberühmten kurzen Prozeß! So dachte ich, als mir das Buch in die Hände kam. Aber wo ich es aufschlug, fesselte es mich,

\*) Ja wohl! Man preist auch schon die Vorzüge „der Dörings Seife“ an!

A. d. R.

so daß mir nichts übrig blieb als es von Anfang bis zu Ende zu lesen. Man freut sich eben, wenn man wieder einen tüchtigen und gescheiten Menschen, einen edeln Charakter, einen ganzen Mann kennen lernt, dessen Person, Wort und Wirken etwas wert sind. Landfermann, 1800 zu Soest geboren, gelangte auf dem reglementswidrigsten Wege in die Hallen des akademischen Heiligtums. Er wurde von seinem Vater privatim vorbereitet, trat als Dreizehnjähriger in die Prima ein und ließ sich darin auf sieben Jahre häuslich nieder. Zu den Unterrichtsgegenständen gehörte auch das Italienische, und wenn die Lektüre in den übrigen Sprachen so unterhaltend war wie in dieser, wo laut Schulprogramm von 1816 der Boccaccio gelesen wurde, so werden ihm die sieben Jahre nicht gar zu lang geworden sein. Als Burschenschafter verfiel er dem Herrn von Kämpf und brachte seine besten Jahre im Gefängnis zu. Die Art, wie er seine Haft ertrug, und wie er darüber urteilte, bezeugt aufs glänzendste die Gediegenheit seines Charakters. Im Jahre 1852 schreibt er in einem Briefe: „Nach einem vierjährigen Universitätsleben ohne grobe Verschuldungen, zuweilen in sehr angestregtem Studien, aber breit, universell, phantastisch, ohne Plan romantisch hingelebt, die Wirklichkeit anzugreifen ungeschickt wie wenige, unmäßig stolz, und dennoch die Bewunderung meiner Umgebung durch die Herrschaft, die ich gerade durch meine Schwächen ausübte, im Stolz befestigt, grante mir gerade vor Philisterium und Examen. Was aus mir geworden wäre, in welches Meer ich versunken, wenn die Ikarusflügel abschmolzen in der brennenden Realität, ich weiß es nicht, finde aber im 52. Jahre keine bessere Kur heraus, als die mir gewordene: sechs Jahre im Gefängnis.“

Zum großen Leidwesen des Polizeiministers, der ihm die Kur verordnet hatte, machte er als ausgezeichnete Schulmann rasch Karriere und brachte es später sogar bis zum Provinzial-Schulrat. Als solcher wirkte er in Koblenz 32 Jahre. 1873 trat er in den Ruhestand und lebte noch bis 1882. Obwohl selbst ein Rädchen der bürokratischen Maschine geworden, blieb er doch ein entschiedener Feind bürokratischer Behandlung des Schulwesens. Wie jeder echte Pädagog hatte er bei Zeiten erkannt, daß auf die Persönlichkeit des Lehrers so ziemlich alles ankomme und daß der Wert aller Reglements höchst zweifelhaft sei. Beim Pestalozzijubiläum 1846 äußerte er: „So manchen marktschreierischen Übertreibungen gegenüber, die das letzte Jahr über unsern Gegenstand gebracht hat, muß erinnert werden, daß es lange vor Pestalozzi verständige, treue, liebende Schulmeister gab, sogar unter Friedrichs II. Unteroffizieren, und daß Verstand, Liebe, Treue uns auch vor Pestalozzi in und außer der Schule Segen gebracht haben; daß aber auch nach Pestalozzi, wo Verstand, Liebe oder Treue fehlen, nicht Pestalozzis Methode und noch weniger Redensarten, die von ihm erborgt sind, und Brocken aus seinem Reichtum den Grundmangel ersetzen.“ Als guter Schulmeister fand er nirgends das schlechte Schülermaterial, über das die schlechten zu klagen pflegen. Bei einer ihm zu Ehren in Koblenz veranstalteten Feier warf er einen Rückblick auf seine Wirksamkeit und sagte u. a. von Elberfeld, er habe da eine geistig geweckte, strebsame, für alles Wahre und Edle empfängliche Jugend gefunden, die der Lehrer in allen Dingen mit sich habe fortreißen können, nur im Gemeinen würde sie ihm nicht gefolgt sein. Er erwähne dies im Hinblick auf ein entgegengesetztes Urteil, das in derselben Zeit von einem in der Lehrerwelt sehr bekannten Manne (Diesterweg) über dieselbe Jugend gefällt worden sei. Landfermann gehörte zu den Lehrern, die keiner ihrer Schüler zu bekümmern wagt. Beim Weggange von Elberfeld, wo er seine Laufbahn begonnen hatte, schrieb er an seine Schwiegermutter, die Gattin des Heidelberger Buchhändlers Winter: „Einen Beruf habe ich, auf die Treue hoffe ich. Der Beruf ist schwer genug, und darum auch schön genug, in diesen Zeiten der politischen, sittlichen, religiösen Konfusion „Männer

aufzubauen gegen künftige Zeiten," wie Milton sagt; zunächst also sich selbst aufzuerbauen zu einem solchen, dann womöglich andere, mäßig und bescheiden, nicht zerrend und zupfend an den jungen Gemütern, z. B. weder demagogisch noch antidemagogisch, sondern nur die beste Nahrung, die man kennt, darreichend, besonders das Verderbliche fernhaltend, vor allem bauend auf den einen ewigen Eckstein."

Landfermann war tief aufrichtig und fromm, aber nicht der Orthodoxe oder Pietist, als den ihn seine Gegner verschrieten. C. M. Arndt schrieb darüber 1849 bei der Wahl Landfermanns zum Abgeordneten an einen Freund: „Aber der Mann ist ja ein kopfhängender unfreier Frömmler, rufen uns einige entgegen. Ei ja wohl. Dies Geschrei gegen Landfermann habe ich schon seit manchen Jahren gehört, da er die Unweisheit und Naseweisheit mancher Lehrer, welche das bishen Christentum aus den Gymnasien gern ganz herauskehren und in den höheren Klassen zum Teil eine sogenannte erhabnere gleichsam eleusinische philosophische Geheimlehre einführen wollen, oft recht derb zurückgewiesen hat. Wie frei der Mann aber von dem toten Säkungsglauben und kalten Buchstabendienst ist, das wissen wir beide.“ Landfermann forderte die konfessionelle Schule, tadelte aber sehr scharf die Überfütterung der Schüler mit religiösem Lernstoff. Am kirchlichen Leben nahm er lebhaften und thätigen Anteil, als Abgeordneter, als Mitglied kirchlicher Behörden und in der Gemeinde als Diakon. Die auf Trennung von Kirche und Staat gerichteten Bestrebungen bekämpfte er entschieden. Von den Geistlichen als Schulaufsichtsbeamten sagte er, sie seien die besten, die wir haben, aber keine guten. In seinem Verhältnis zum Katholizismus legte er seiner positiven Natur gemäß mehr Gewicht auf das den Konfessionen gemeinsame als auf das, was sie trennt, und stand bis zu seinem Tode mit einem eifrig katholischen Freunde in vertrautem Briefwechsel; aber beleidigende ultramontane Annahmen wies er mit der gebührenden Schärfe zurück. Über das Verhältnis des humanistischen zum Realunterricht, über Examenwesen u. dergl. hatte er amtlich und außeramtlich Gelegenheit genug, sich zu äußern und es wird Lehrern, die für die Schulreform begeistert sind, einigen Trost gewähren, oder auch das Gegenteil, wenn sie aus Landfermanns Ausführungen ersehen, daß die Debatte darüber anno 1850 schon ungefähr auf dem Flecke stand wie anno 1891. Die Sekundanerprüfung würde er schwerlich billigen: er sah schon im Abiturientenexamen ein Übel, das man sich nur darum gefallen lassen müsse, weil sich diese Prüfung, nachdem sie einmal eingeführt sei, nicht gut wieder abschaffen lasse. Anziehende Mitteilungen aus seinem reichen und schönen Familienleben und poetische Ergüsse, die ein bedeutendes Talent verraten, vervollständigen das Bild des edeln Mannes.

Einen kleinen Charakterzug wollen wir doch noch mitteilen, der gerade in unsrer Zeit Beachtung verdient. Bei der Übersiedlung von Duisburg, wo er Direktor gewesen war, nach Koblenz wurde ihm zugeredet, seine schlichten Möbel schon der großen Transportkosten wegen zu verkaufen und sich in Koblenz eine moderne Einrichtung anzuschaffen. Er zog es aber vor, das alte Gerät zu behalten. Nach längerer Erfahrung sprach er es oft mit Trauer aus, wie die Lehrer in dem Irrtum befangen wäre, sie müßten sich um der Ehre willen möglichst fein einrichten und sich so in Schulden stürzen. Es soll mein Streben sein, pflegte er zu sagen, mein äußeres Dasein so zu gestalten, daß jeder Lehrer, der mich besucht, sich sagen kann: So wie der könnte ich es allenfalls auch noch haben.

Prosa. Skizzen, Gedenblätter und Studien von Robert Hamerling. Neue Folge. 2 Bände. Hamburg, Verlagsanstalt (vorm. J. F. Richter) 1891.

Nicht alles ist bedeutend in diesen Feuilletons, Anekdoten und Gedanken-  
spänen, aber aus allem spricht uns die liebenswürdige und bei krankem Leibe

ferngesunde Persönlichkeit des philosophirenden Dichters an. An seine körperlichen Leiden erinnern den Kundigen nur wenige Andeutungen. Mit rührender Genügsamkeit findet sein Optimismus schon Glücks genug in den Spaziergängen, die er gleich einem Gesunden — im Traume unternimmt. Daß sich sein Optimismus nicht auf den Kulturfortschritt erstreckte, ist aus seinen größeren Werken bekannt. Hier sagt er einmal: „Der einzige wirklich unzweifelhafte Nutzen, welchen die sogenannte Zivilisation bringt, ist die Keuschheit.“ Stimmt! Sehr christlich klingt, wenn es auch nicht ganz christlich gemeint sein mag, das Wort: „Wirf das falsche Glück von dir, damit Platz ist (sei!) für das echte, wenn es kommt.“ Ein Paar hübsche Urteile über literarische Größen wollen wir noch mitteilen. „Goethe ist ein olympischer Zeus mit griechischen Locken vorne um die Stirn — und einem kleinen deutschen Böpschen hinten im Nacken. — Der Briefwechsel zwischen Goethe Schiller ist ein Unikum der Weltlitteratur und war in dieser Gestalt nur in Deutschland möglich. Nur als Deutsche konnten ein paar schöpferische Geister ersten Ranges ihr Kunstbestreben in so grüblerischer, so abstrakter Weise mitammen erwägen, erörtern, kritisieren. Aber auch in einer andern Beziehung ist dieser Briefwechsel einzig: der Ton desselben hat bei aller Vertraulichkeit doch immer einen Anhauch von der Noblesse fürstlicher Häupter. Die Feinheit und das Partgefühl dieser beiden Männer gegen einander ist bewunderungswürdig. — Schopenhauer war boshaft wie ein alter Affe, aber dabei naiv wie ein Kind. Ohne diese Naivität wäre er ein widerwärtiger Mensch; im Lichte derselben erscheint er als ein prächtiger Kauz, dem man nicht gram sein kann. — Grillparzer, auch ein Bekannter wie Schopenhauer, war weniger boshaft als dieser; aber was er von Verbissenheit in sich hatte und was in unzähligen Epigrammen sich entlud, wurde durch keinerlei Naivität aufgewogen.“ Grillparzer hat sich selbst „für den besten nach Goethe und Schiller“ gehalten. Hamerling meint, auf Goethe und Schiller folge zunächst niemand, der dritte Platz sei eben leer. Dann folgten Jean Paul und Heine (?). „Nach diesen genialen Geistern von gewaltig packender Eigentümlichkeit folgt eine Gruppe von sehr interessanten und bedeutenden Dramatikern, die es aber weder zu einer Geltung in der Weltlitteratur gebracht, noch auf die nationale Schaubühne ihres eignen Volkes einen erheblichen Einfluß geübt haben: und hier erst ist neben H. v. Kleist, Grabbe, Hebbel u. a. Grillparzer zu nennen.“

Die beiden Bändchen lesen sich um so angenehmer, als sie die verschiedensten Gegenstände in buntester Mischung darbieten.

Afrika. Eine allgemeine Landeskunde von Prof. Dr. Wilhelm Sievers. Mit 154 Abbildungen im Text, 12 Karten und 16 Tafeln in Holzschnitt und Chromodruck, Leipzig und Wien, Bibliographisches Institut, 1891.

Die Litteratur über Afrika ist in den letzten zehn Jahren derart gewachsen, daß selbst der Fachmann kaum noch imstande ist, sich ein zusammenfassendes Urteil über die Forschungsergebnisse zu bilden. Dazu kommt, daß sich die Ansichten und Darstellungen in den verschiedensten Reisedenken, Flugschriften und Abhandlungen oft widersprechen und daß dadurch unter den Lesern statt Aufklärung und Interesse oft nur Verwirrung und Argwohn hervorgerufen werden. Dankbar begrüßen wir daher das vorliegende vortrefflich ausgestattete Werk, das zum erstenmale die zweifellosen Ergebnisse der geographischen Erforschung Afrikas in anschaulicher und lesbarer Weise zusammenstellt. Der außerordentlich reiche Stoff ist in zehn Kapiteln übersichtlich geordnet; diese enthalten: die Erforschungsgeschichte Afrikas im Altertum, im Mittelalter und in der Neuzeit, eine allgemeine Übersicht über die geographischen Verhältnisse des Erdteils, die Oberflächengestalt, das Klima, die Pflanzenwelt, die Tierwelt, die Bevölkerung, die Staaten, die europäischen Kolonien und Interessen

sphären, Verkehr und Handel. Besonders anregend geschrieben sind die Abschnitte über die deutschen Kolonien; sie enthalten eine Reihe treffender Bemerkungen. So sagt der Verfasser z. B. an der Stelle, wo er auf die wirtschaftlichen Schwierigkeiten in unseren Kolonien zu sprechen kommt, auf das Klima, die Geldfrage und den Mangel an Trägern: „Neben den erwähnten Schwierigkeiten hat sich seit dem deutsch-englischen Vertrage vom Juli 1890 ein neues und schwerwiegendes Hindernis für die Entwicklung Deutsch-Ostafrikas eingestellt, die Konkurrenz der Engländer. Das Klima bleibt dasselbe, die Geldfrage kann gelöst, die Araber- und Trägerfrage sowie die der Verkehrsmittel beantwortet werden, man wird ihrer aller Herr werden können; ob aber auch der englischen Machtstellung, das ist sehr fraglich. Die englische Konkurrenz wird naturgemäß (der Verfasser meint wohl: natürlich) wachsen, anstatt sich zu verringern. Mit der Insel Sansibar besitzt England die wichtigste Position in dem vielhundertjährigen Handel nach Inner-Afrika, der sich in kurzer Zeit von dem alten Stapelplatz ableiten läßt; es hat die großen arabischen Händler und die sehr einflußreichen indischen Kaufleute in der Hand und kann sie täglich gegen Deutschland ausspielen. Die Engländer sind anerkanntermaßen kapitalkräftiger (!) als die Deutschen und erfahrener in der Einrichtung von Kolonien als diese, und die Araber und Neger, welche eben angefangen hatten, den Deutschen zu achten und zu bewundern, sind zweifellos bereits zu der Ansicht gekommen, daß England das mächtigste Reich sei. Deutsch-Ostafrika ist zu Lande und zu Wasser von England umklammert und muß sich doppelt rührig zeigen, wenn es in dieser Umklammerung gedeihen soll.“

Der Fürstenhof zu Wismar und die norddeutsche Terrakotta-Architektur im Zeitalter der Renaissance, Von Fritz Sarre. Berlin, Rowigisch und Sohn.

Das Wort Springers, daß „manche deutsche Werke würden höher geschätzt werden, wenn sie auf nichtdeutschem Boden gewachsen wären,“ ist in der That sehr am Platze in der Einleitung zu der vorliegenden Arbeit eines Schülers von Springer. Die Renaissancekunst des ganzen Niedersachsens von der holländischen Grenze angefangen bis in das einstige Ordensland wird noch immer viel zu wenig gewürdigt. Schon das Vorurteil, dem der Verfasser entgegentritt, daß vor besonders ausgezeichneten Kunstwerken nach Meistern aus Italien geforscht werden müsse, beweist eine nur oberflächliche Beschäftigung mit dem Gegenstande, denn nicht oft wird man die Bahn einer Strömung so genau verfolgen können, wie von Holland über die letzten deutschen Rheinstädte durch Westfalen und immer weiter östlich, so weit das Lübische Recht vorgeedrungen ist. Und vielleicht am wenigsten beachtet wird das auf diesem Wege liegende Mecklenburg mit den vielfach interessantesten Städten Schwerin, Güstrow, Rostock, Wismar. Den Fürstenhof in Wismar darf man als ein Juwel der Backsteinarchitektur bezeichnen. Sarres kritische Untersuchungen machen es nun wenigstens wahrscheinlich, daß Erhard Altdorfer der Architekt, Statius von Düren in Lübeck der Schöpfer der das Interesse vornehmlich in Anspruch nehmenden Skulpturen, und zwar nicht allein der Formsteine, sondern auch der Arbeiten in Sandstein, und die sonst an erster Stelle genannten Gabriel von Alen und der Lübeder Valentin von Vira nur Maurermeister gewesen seien, Herzog Johann Albrecht von Mecklenburg (1547 bis 1576) aber selbst bestimmenden Einfluß auf den Bau gehabt habe. Eine Stelle in einem Schreiben des Königs von Dänemark scheint der Verfasser mißverstanden zu haben, wenn er angiebt, Gabriel von Alen sei nach Dänemark geschickt worden, „um Steine aus den Brücken von Kull auf Schona zu kaufen.“ Der König, bekanntlich auch Beherrscher Norwegens, spricht von dem Vorgebirge Kullen in Schonen. Der entstellte Ausdruck „Polirer“ sollte doch endlich dem richtigen Par-

lirer weichen. — Die Arbeit zeugt von großem Fleiße und wird namentlich auch durch das Heranziehen verwandten Materials und die zahlreichen Abbildungen wertvoll.

Deutsches Slang. Eine Sammlung familiärer Ausdrücke und Redensarten. Zusammen- gestellt von Arnold Genthe. Straßburg, Karl F. Trübner, 1892

Die deutsche Sprache hat kein einfaches Wort für den Begriff, den der Engländer mit slang verbindet. Aber sie ist reich an Wörtern und Wendungen einer gemüthlichen Ausdrucksweise, die im Gespräch selbst die Gebildetsten unbedenklich anwenden, die aber niemand schreibt. Der Zweck des vorliegenden Büchleins ist, was wir an slangartigen Wörtern und Redensarten haben, lexikographisch zusammenzustellen und — überhaupt auf das Vorhandensein deutschen Slangs hinzuweisen (war das nötig? der Name hat uns, nicht der Begriff gefehlt); zugleich soll es dem Ausländer das Verständnis unserer Umgangssprache erleichtern, die von Slang wimmelt. Ein großer Teil unsers Slang ist mundartlichen Ursprungs (Bevolinismen), andres sind komische Analogiebildungen, absichtliche Verdrehungen von Schriftwörtern (befriedericht), Franzöfirungen (schanderös), wieder andres ist dem Judenteutsch (Mumpitz, schosel), andres der Sprache des Studenten entnommen, der es ganz besonders liebt, sich auch in der Sprache vom Philister abzuheben und dabei in ein hohles Modeslanggewäch verfällt, weil alles mit schnell verblaffenden Phrasen ausgedrückt wird. „Riste“ ist wohl augenblicklich am bezeichnendsten für diesen Unsinn.

Die Sammlung Genthes macht keinen Anspruch auf Vollständigkeit. Der Verfasser wird es uns aber nicht übelnehmen, wenn wir ihn auf einiges aufmerksam machen, was uns beim Durchlaufen des Verzeichnisses aufgestoßen ist. Da steht *Package* (Anlehnung an *Bagage* oder daraus entstanden? leider hat der Verfasser von vornherein auf jede etymologische Ableitung verzichtet) mit der Erklärung: *Gesindel*, *Böbel*; *Pack* (*Pack* schlägt sich, *Pack* verträgt sich) fehlt. Bei *anschnieren* (betrügen, übervorteilen) bietet sich sogleich: *sich anschnieren*. Ein etwas zarterer Ausdruck für dieselbe Sache ist: *sich anvettern*, das ebenfalls fehlt, während das wohl nur einmal im Scherze gebrauchte *sich anvettermicheln* gewissenhaft eingereicht ist. Auch sind wir nicht mit allen Erklärungen ganz einverstanden. *Pahig* ist nicht *frech*, sondern *kurz angebunden*, *trogig*, *beleidigt thüend*, *happig* nicht *stark*, *groß*, sondern *gierig*, *summeln* nicht *unsicher an etwas herumtasten*, sondern *gehrig darauf herumreiben* (*rumpeln* ist eine andre slangartige Bezeichnung dafür; beide scheinen onomatopoeisch zu sein). Der Verfasser verweist bei *summeln* auf *bummeln*, dessen Sinn er mit der schriftlichen Wendung: *genau untersuchen* wiedergibt. Ob dieses *Bummeln* aber etwas mit *tasten* zu thun hat? Im Gebrauch der Studentensprache stellt es sich zu *beschnuppern* oder *beschnüffeln* und etymologisch, wenn man das gelehrte Wort hier brauchen darf, zu *Summelnase*. *Läppisch* ist nicht *geschmacklos*, sondern *albern*, *aufbrennen* nicht *niederbrennen*, *abbrennen*; wenn man sagt: *ich brenne ihm eins auf*, so meint man damit: *ich verseze ihm einen Schlag*. *Ein kriegen* deckt sich nicht bloß mit *einzunehmen* haben, sondern wird auch für *einholen* gebraucht; bei *Fusel* denkt man wohl zuerst nicht an ein staubähnliches Fädchen am Kleide, sondern an *Schnaps* u. s. w. Möglich, daß manche dieser Bedeutungsunterschiede mundartlich sind; aber der Verfasser will nur das aufgenommen haben, was aus den Mundarten besonders infolge der ausgedehnten Verkehrserleichterungen der letzten Jahrzehnte Gemeingut geworden ist und von jedermann gebraucht wird und gebraucht werden kann, weil es für jedermann verständlich ist.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig  
Verlag von Fr. Wilh. Grunow in Leipzig — Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.